

Predigt zur Eröffnung des Pastoralkonvents 2006

Predigt über Johannes 6, 66-69

Liebe Schwestern, liebe Brüder, liebe Konventsgemeinschaft,

es geht hoch her in Kapernaum an diesem Spätnachmittag.¹ Überall sieht man Menschen, die gestikulierend beieinander stehen und reden. Immer wieder werden Köpfe geschüttelt und Achseln gezuckt. Zu schwierig war die Rede des Rabbinen, zu ärgerlich, zu hart. Irgendwo ist Schluss – bei aller Liebe. Kleinere Gruppen lösen sich von den anderen und wandern in alle Himmelsrichtungen davon. Der Staub, den die Sandalen aufwerfen, bildet kleine Wolken über dem Weg im Licht der letzten Sonnenstrahlen. Vom Seeufer her hört man das Knirschen der Bootssole im Sand. Boote werden ins Wasser geschoben – auch hier tritt man die Heimreise an – weg von hier, weg von ihm. Schließlich sind der Dorfplatz und die Straßen fast menschenleer und nur die Fußabdrücke im Sand berichten noch davon, wie groß die Menge der Interessierten vor kurzer Zeit noch gewesen war.

„Von da an wandten sich viele seiner Jünger ab und gingen hinfort nicht mehr mit ihm. Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt ihr auch weggehen? Da antwortete Simon Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6, 66-69).

„Von da an wandten sich viele seiner Jünger ab und gingen hinfort nicht mehr mit ihm.“ Mit diesem Satz wird das Ergebnis der Brotrede Jesu in Johannes 6 zusammengefasst. Nicht nur die gesetzestreuen Juden hatten Anstoß genommen an den Auslegungen ihrer Geschichte und den Selbstbeschreibungen Jesu. Auch bei denen, die ihm lange wohl gesonnen und mit ihm unterwegs gewesen waren, stellt sich wachsendes Unverständnis ein. „Deine Rede ist ärgerlich, hart und verwirrend!“ – so sagen sie. Man entfremdet sich, kann nicht mehr folgen, die gemeinsame Basis schwindet und am Ende bleibt scheinbar folgerichtig nur die Trennung. Damals und heute geht das so. In Beziehungen und Familien, in Gemeinden und Bündnissen, in zwischenkirchlichen Gremien und kollegialen Kreisen. Die Fragen des oder der anderen, die ich nicht habe, die Anliegen, die ich nicht teile, die Positionen, die ich belächle, die Stichworte, die mir gleichgültig sind, die Herzensanliegen, die ich nicht fühle, und die Hoffnungen, die in mir kein Echo auslösen, bleiben mir letztlich unverständlich – und damit fremd. Ich ziehe mich zurück, ich halte Distanz.

¹ Gehalten zur Eröffnung des Pastoralkonvents des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden 2006 in Kirchheim.

Jesus nicht verstehen und Distanz nehmen – das ist nach diesem Text auch Jüngersache. Es sind wohl nicht nur immer die anderen, die Gäste, die Welt, die nicht verstehen, wer Jesus ist und worum es ihm geht. Auch im Herzen des Jüngerkreises wohnt das Nicht-Verstehen, aus dem Enttäuschung und Verrat werden kann. (Judas wird in den folgenden Versen als Beispiel dafür genannt.) Im Herzen jedes Menschen wohnen im Glauben Nicht-Verstehen und Bekenntnis dicht beieinander. Auch wenn wir uns als Pastorinnen und Pastoren fast täglich darum bemühen, das Evangelium an andere zu vermitteln und Verstehen zu wecken, wenn wir „Versteher“ göttlicher und menschlicher Themen von unserem Beruf her sind, tun wir gut daran, unserem eigenen Unverständnis ins Auge zu sehen. Wer ist Jesus angesichts von Sterben und unzeitigem Tod, was heißt denn „Evangelium“, wo Menschen leiden und hungern und einsam sind, wo bleibt denn die Kraft der Liebe, wo Konflikte, Machtstreben, persönliche Eitelkeiten und die Sucht nach zählbaren Erfolgen Gemeinden und Gemeinschaft zerstören? Angesichts dessen, was geschieht, nichts mehr zu verstehen, erklären oder predigen zu können – auch das ist Teil unserer Nachfolge. Nur wer das weiß, erlebt hat und an sich heran lässt, kann vermutlich eine gute Predigerin und ein kompetenter Seelsorger sein.

Die Frage Jesu fordert deshalb gerade die zum Überdenken der eigenen Position auf, die seine Freunde und Vertrauten sind. Weil das Leben sich verändert, neue Herausforderungen auf uns zukommen, alte Allianzen zerbrechen, macht Jesus seine Leute darauf aufmerksam, dass die gewählten Standpunkte von gestern nicht notwendigerweise auch die von morgen sein müssen. Was sie auch gestern auf die Frage, wie sie zu ihm stehen, geantwortet haben mögen – das Heute verlangt eine neue Antwort, die dem Heute unseres Lebens entspricht.

In Vers 67 heißt es: *„Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt ihr auch weggehen?“*

Jesus hält keine flammende Rede, um die Jünger zu überzeugen, sie angesichts des Rückzugs vieler zum Bleiben zu bewegen. Er bringt keine Richtigstellungen vor oder schimpft auf die, die sich abgewendet haben. Seine Frage eröffnet einen Raum der Freiheit, der es – so denke ich – den Jüngern erst möglich macht, sich für die erneute und erneuerte Bindung an ihn zu entscheiden. Nähe, Bindung, Vertrauen und Liebe wachsen nur da, wo ich frei dazu bin.

Ich wünsche mir, dass unsere Gemeinden Orte sind, in denen sich diese Art Jesu spiegelt. Dietrich Bonhoeffer hat einmal gesagt, dass jede christliche Gemeinschaft sich daran messen lassen müsse, ob sie ihre Mitglieder mündiger gemacht habe. Sich diese Frage ernsthaft zu stellen, steht gerade einer Gemeindebewegung gut an, die Glaubens- und Gewissensfreiheit seit Gründertagen auf ihre Fahnen geschrieben hat.

Auch wenn wir sagen, dass wir bestimmte Formen bedrängender und Angst machender Predigt oder evangelistischer Veranstaltungen weitgehend hinter uns gelassen haben, bleibt die Frage aktuell, inwieweit wir Antworten einzelner normieren, bestimmen, vorgeben oder im geistlichen Gewand vereinnahmen – oft ja selber nur aus Angst, Rechthaberei, Erfolgsdruck und falsch verstandener

Suche nach Einheit. Es entspricht dem Wesen des Evangeliums, dass sein Inhalt und die Formen seiner Vermittlung einander entsprechen müssen – oder das Evangelium selbst wird beschädigt.

Die Frage Jesu an die Zwölf beantwortet einer; der eine, der oft den Mund aufmacht und für alle spricht. Und so redet er denn auch im Plural: „*Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes*“ (V. 68f.). Petrus will bleiben – wohl nicht, weil er Jesus und seine Botschaft bis ins Detail verstanden hätte, weil keine Fragen mehr offen wären oder der Mangel an Alternativen nichts anderes zuließe. Petrus nennt die Worte Jesu „Worte des ewigen Lebens“. Das sind Worte, die nicht nur im Hier und Jetzt sinnvoll erscheinen, sondern einen Raum eröffnen, der das ganze Leben trägt und umfängt. Worte, die helfen zu erkennen, wer ich selber bin. Worte, die heilen und trösten, wo ich mich an fremden und eigenen Unzulänglichkeiten, Bosheiten und Geschwätzigkeiten verletzt habe. Worte, die zur Umkehr rufen, wo ich ohne Ziel und orientierungslos herumirre. Worte, die mich in eine Aufgabe stellen und meinem Denken und Handeln darin Richtung geben. Worte, die auch dann noch Bestand haben, wenn alle anderen Wörter verhallen und verblassen.

So werden Worte nur, wenn jemand sie spricht, der mein Gegenüber, der das „Du“ meines Lebens ist und für sie gerade steht. Nicht: Es gibt Worte des Lebens – sondern: Du hast Worte des ewigen Lebens. Das sind keine Weisheiten aus Sammelbänden goldener Worte oder unumstößlicher geistlicher Richtigkeiten – so zutreffend diese das Leben auch gelegentlich beschreiben mögen. „Worte des ewigen Lebens“ können nur von dem kommen, der sich selbst darin ganz teilt.

Unser Beruf hat es mit den Überlieferungen dieser Worte Jesu zu tun, den Worten der Schrift. Wir tun gut daran, sie intensiv zu befragen, zu studieren, sie nicht für selbstverständlich zu halten und immer wieder unsere Vorverständnisse derselben zu überprüfen. Wohl dem, der sich von der Schrift noch Neues sagen lässt. Und dennoch: Es bleibt wohl in unserem Beruf nicht aus, dass wir gegenüber Worten müde und ihrer überdrüssig werden. So viele Worte begegnen uns täglich und so viele fügen wir selbst (oft auch ungefragt und in Überlänge) hinzu. (Vermutlich eine Berufskrankheit!) Und manchmal kann auch das Wort der Schrift nur noch eine Ansammlung von Buchstaben sein, die uns nicht lebendig wird. Eine schwierige Ohnmachtserfahrung angesichts der Worte eines Bibeltextes erinnere ich aus meiner Zeit als Vikarin. Wie gewohnt hatte ich den Predigttext für den nächsten Sonntag den Losungen entnommen (ich wollte mich bewusst den angegebenen Texten stellen), ihn an die Gottesdienstvorbereiter und den Chorleiter weitergegeben und mir Vorbereitungszeit in der Woche eingeplant. Die Woche verlief – wie oft – aber ganz anders als geplant, Unvorhergesehenes kostete viel Zeit. Dennoch begann ich am Freitag – nach einigen flüchtigen Notizen an den Vortagen – mit der Predigtvorbereitung. Der Text erwies sich für mich als ausgesprochen unzugänglich und ich quälte mich

damit herum, stöberte in der exegetischen und besinnlichen Literatur zum Text und fand und fand keinen Faden. Das zog sich hin und am Samstagabend war immer noch kein Konzept in Sicht. Zunehmend unruhig musste ich feststellen, dass der Text einfach nicht zu mir redete. Ich hörte nichts, was mir wert schien gepredigt zu werden. Ich konnte einige Richtigkeiten zum Text verlautbaren, aber das schien mir belanglos. Der Verzweiflung nahe saß ich am Abend immer noch vor leeren Blättern und selten wieder war mir so deutlich, wie wenig ich es in der Hand habe, Worte zum Leben zu vernehmen oder sie gar in einer Predigt zu formulieren. Lebensworte werden es nur, wenn der Geist Gottes die zu solchen macht. Gegen 22:00 Uhr abends erreichte mich nach einem langen Telefonat dann doch noch ein Gedanke, der lebendig wurde und die Predigt am Sonntag fand statt – mit sehr müden Augen. Mag sein, dass der eine oder die andere von Euch ähnliche Situationen kennt.

Nur wenn Gott in Person herzu tritt, werden aus Buchstabenbündeln Worte des Lebens und Worte für das Leben – für uns und andere. Auch wenn wir gelehrt reden können, rhetorisch fit sind, unsere Sprache – modern und zielgruppenorientiert – womöglich nicht zu beanstanden ist: Worte des ewigen Lebens sind es nicht und können es bei aller Exzellenz nicht werden. Das kann im besten Sinne des Wortes demütig und gelassen machen.

Am Ende bleibt immer wieder das Staunen darüber, dass wir und andere Menschen bekennen wie Petrus: „*Wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.*“ In welchem Verhältnis Glaube und Erkenntnis zueinander stehen, ist in der Theologie- und Geistesgeschichte vielfach diskutiert worden. Die Kommentatoren zu dieser Stelle weisen darauf hin, dass die Reihenfolge der Worte nicht das Entscheidende sei. Vielmehr hat das Wort *ginoskein* bei Johannes tiefere Bedeutung als das rein theoretische Erkennen und schließt vor allem personale Verbundenheit und Gemeinschaft als Elemente des Erkenntnisprozesses mit ein. Und ebenso ist mit *pisteuein* kein unreflektiertes Festhalten an etwas gemeint. Vielmehr ist mit „glauben und verstehen“ umschrieben, wie umfassend die Begegnung mit Gott sein muss, die jemanden sagen lässt: „*Du bist der Heilige Gottes.*“

Gott verstehen – so unmöglich das ist – ist nur als ganzer Mensch möglich; mit Kopf und Herz, Ohr und Hand, Haut und Haaren. So und nicht anders hat sich Gott selbst zu erkennen gegeben und verständlich gemacht in Jesus aus Nazareth, dem Christus. Nichts als Mutmaßungen und Befürchtungen hätten wir über Gott, wären wir auf unser Verstehen angewiesen. Niemals wäre der unendlich qualitative Unterschied zwischen Gott und uns zu überwinden. Bis Gott in Person ihn überwunden hat. „*Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns*“ (Joh 1, 14a).

Wir verstehen Gott und sein Wort nicht – wir verstehen oft nicht einmal uns selbst – geschweige denn die anderen. Und doch verstehen wir in der Begegnung mit Christus, dem menschengewordenen Wort Gottes, uns und die anderen als die, die unendlich geliebt sind von Gott, der Quelle allen Lebens und der Liebe

in Person. Durch diese Begegnung entsteht ein Lebensraum für mich und andere, der Weite hat und Luft zum Atmen; und in dem auch all' die ungeklärten Fragen, alles notvolle „Warum?“ und alles Zweifeln aufgehoben und umfassen ist. Bei diesem Wort möchte ich bleiben.

„Von da an wandten sich viele seiner Jünger von ihm ab und gingen hinfort nicht mehr mit ihm. Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt ihr auch weggehen? Da antwortete Simon Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6, 55-69).

Lange haben sie noch geredet und gefragt, die Zwölf und er in Kapernaum. Die Sonne ging langsam unter und tauchte alles in ein sanftes, warmes Licht: die kantigen Gesichter der Männer, die Stadt und den See. Unter einem Baum beginnt einer Feuer zu machen, Brote werden aus den Taschen hervorgeholt und jemand bringt Fische vom See herauf, der jetzt ganz ruhig daliegt. Da sitzen sie im Kreis, blicken in die Gesichter der anderen und in seines, teilen über den Flammen, was sie haben und nicken einander zu. Noch lange hat man sie an diesem Abend ums Feuer sitzen sehen und man hörte sie singen.

Christiane Geisser (BEFG)

Professorin für Praktische Theologie

Theologisches Seminar Elstal (FH)

Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7, 14641 Wustermark/OT Elstal

E-Mail: cgeisser@baptisten.org